

Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht



Als ich merkte, daß unser 3. Kind geboren werden sollte, brach im September 1939 der Krieg aus. Erich wurde erst nach dem Polenfeldzug eingezogen und kam Ende September in das Grenzgebiet im Westen, von wo er mir noch oft schrieb. Weihnachten war ich zum ersten Mal mit den Kindern alleine. Ende Februar 1940 kam Erich noch einmal auf Urlaub nach Hause. Ich war nun schon hochschwanger, und als Erich abfuhr, wollte er nicht, daß ich ihn auf den Bahnhof begleitete. Ich ging nur bis zur Haltestelle der Straßenbahn mit, wo ich ihn zum letzten Mal gesehen habe. Wenn es die Redensart gibt: Einsamkeit bricht das Herz, in dem Augenblick habe ich etwas Ähnliches gefühlt.

Dann begann am 10. Mai die Offensive in Frankreich und damit totale Urlaubssperre. Für Erich fingen die Kriegshandlungen am 9. Juni an, und gleich morgens um 5 Uhr, als er mit seinem Zug bei dichtem Nebel über eine Brücke mußte, traf ihn ein Granatsplitter an der Hauptschlagader am linken Bein. Er verblutete. So hat er Brigitte gar nicht gesehen.

Erichs Bruder Dietrich - er wurde in der Familie Dieter genannt - besuchte uns von Essen aus, wenn er Urlaub hatte. Während des Wintersemesters 1941/42 bekam er Studienurlaub, um sein Ingenieur-Examen machen zu können. Er war ja selbst waterlos aufgewachsen und hatte sich vorgenommen, sich um unsere Kinder zu kümmern, besonders um Dieter, dessen Pa-

tenonkel er war. Ich hatte zwar mehrere Kollegen von Erich und deren Frauen, freute mich aber sehr, wenn Dieter zu uns kam. Erich hatte immer ein besonders gutes Verhältnis zu seinem jüngsten Bruder gehabt, und Dieter war auch früher, als Erich noch lebte, oft bei uns gewesen. Ich mochte sein Wesen gleich, als ich ihn kennenlernte, sehr gern. Jetzt schrieben wir uns, wie es im Krieg üblich war, nummerierte Briefe. Im Sommer 1942 kamen dann zwei Briefe kurz hintereinander mit gleichem Inhalt an, als 21a und 21b bezeichnet. Den einen hatte Dieter mit der Feldpost geschickt, den anderen einem Kameraden mitgegeben, der Urlaub bekam, damit er ihn in Deutschland einsteckte. Dieter war zu der Zeit in Norwegen stationiert. Die Briefe fingen damit an, ich sollte mich erst einmal vor dem Lesen hinsetzen, damit ich nicht vor Schreck umfiele. Und dann kam ein Heiratsantrag.

Ich fiel tatsächlich aus allen Wolken, nicht nur, weil ich über drei Jahre älter war als er, sondern vor allem, weil ich glaubte, die drei Kinder wären eine zu große Belastung. Nach einigen Briefen hin und her überzeugte mich Dieter, daß er sich alles wohl überlegt hätte und ja gerade gern den Kindern den Vater ersetzen wolle. Ich habe ihm dann zugeschrieben, und gerade zum Weihnachtsfest 1942 bekam Dieter - nun aus Rußland - 6 Tage Sonderurlaub zum Heiraten. Am Heiligen Abend gin-





Foto: dpa-Bild



Foto: Keystone Pressedienst

gen wir vormittags zum Standesamt. Trauzeugen waren zwei Kollegen von Erich. Kirchlich getraut wurden wir erst am Tag unserer silbernen Hochzeit.

Schon abends, als Dieter die Kerzen am Weihnachtsbaum anzündete, wußte ich ganz sicher, daß es für uns alle gut sein würde, daß es so gekommen war, Helga, die im ersten Jahr zur Schule ging, erzählte ihrer Lehrerin, der Weihnachtsmann habe ihnen einen Vati gebracht, und Dietersohn verkündete stolz, sein Patenonkel sei jetzt sein Vati und sein Vati sein Patenonkel. Brigitte, die noch nicht drei Jahre alt war, fand es offensichtlich auch gut, mit einem Vater schmusen zu können. Alle nannten ihn sofort "Vati".

Als Dieter dann gleich nach Weihnachten wieder nach Rußland abfahren mußte, begleitete ich ihn auf den Bahnhof. Der Zug war so voll, daß er noch auf dem Trittbrett stand, als dieser abfuhr. Ich konnte mich natürlich nicht ganz von der Sorge freimachen, ihm könne auch im Krieg etwas zustoßen, war aber eher zuversichtlich, daß er zurückkäme.

Im Sommer 1943 kam Dieter zu einem Offiziersanwärterlehrgang nach Leipzig, wo ich ihn einmal besucht habe. Sonst sahen wir uns in diesem Jahr nicht.

Am 1. August 1943 wurde er an das V-Waffenwerk Peenemünde auf der Insel Usedom dienstverpflichtet. Seitdem Deutschland auch mit Rußland einen Krieg angefangen hatte und in den Osten vorgedrungen war, geriet die Heeresleitung durch den Zweifrontenkrieg in immer größer werdende Bedrängnis. Dieters Bruder Werner war nach Peenemünde als Statiker versetzt worden und hatte Dieter vorgeschlagen, weil Maschinenbau-Ingenieure dringend gebraucht wurden. Die Beschäftigten bei diesem Werk, das in einem Sperrgebiet lag, konnten ihre Familien nachholen, wenn sie auf der Insel außerhalb des Sperrgebiets eine Unterkunft fanden. Da es in Dortmund mit den Fliegerangriffen immer schlimmer geworden war, versuchte ich nun, auf Usedom unterzukommen. Ich besuchte Dieter, und wir fanden ein möbliertes Zimmer, in dem wir beide mit Brigitte bei Küchenbenutzung wohnen konnten. Nun war ich aber von Helga und Dieter, die mit der Schule in ein Dorf evakuiert waren, noch weiter entfernt, und das bei unvorstellbar schwierig gewordenen Verkehrsverhältnissen. Es gelang uns nach vielen Bittgängen, eine kleine möblierte Wohnung in demselben Ort Koserow zu bekommen.

Da in Koserow zu der Zeit noch die Volksschule in Betrieb war, holte ich im Sommer 1944 Dietersohn zu uns. Am liebsten hätte ich auch Helga mitgenommen, brachte es aber nicht fertig, weil ihre Pflegeeltern mich so baten, sie dort zu lassen. Erst als man trotz aller Siegesmeldungen im Radio von Rückzügen im Osten hörte, machte ich noch einmal die weite Reise und holte auch Helga zu uns. Eine sehr schöne Erinnerung ist für mich das Weihnachtsfest 1944. Wir waren wieder alle zusammen, und Dietersohn hatte für die Kinder sehr hübsche Spielsachen gemacht. Die beiden Mädels bekamen Puppenstuben, ein Wohn- und ein Schlafzimmer mit vielen kleinen Einzelheiten. Dietersohn bekam einen Leuchtturm mit verschiedenen farbigen Lampen, die wie richtige Scheinwerfer strahlten.

Als ich Dieter heiratete, hoffte ich, auch von ihm Kinder zu bekommen. Im Sommer 1944 waren wir zu einem bekannten Frauenarzt an der Universität nach Greifswald gefahren, weil ich meinte, bei mir sei etwas nicht in Ordnung, daß sich kein Kind einstellte. Der Arzt schob es auf die ständige Unruhe zu der Zeit und verschrieb mir beruhigende Mittel und Vitamin E. Im September merkte ich, daß ich schwanger war, zur selben Zeit, als es zur Gewißheit wurde, daß die Ostfront sich nicht halten konnte.

Im Winter 1944/45 zeichnete es sich immer mehr ab, daß wir nicht auf Usedom bleiben könnten. Die ersten Trecks aus dem Osten kamen auf die Insel und hatten unter anderm auch die Schule belegt. Helga und Dieter haben im ganzen rund ein Jahr lang keinen geregelten Unterricht gehabt. Im Februar war unsere Lage so kritisch geworden, daß wir Anfang März zu

meiner Mutter nach Rostock führen. Dietersvater mußte zu gleicher Zeit mit seinem Werk nach Bleichenrode im Harz, wo das Peenemünder Werk in verlassenen Salzbergwerken weiterarbeiten sollte. Daraus wurde aber nichts, weil inzwischen die Amerikaner von Westen und die Russen von Osten in Deutschland eindringen. Dieter wurde bald mit seinen Kollegen entlassen, und jeder mußte sich durchschlagen, so gut er konnte.

Die Kinder und mich hatte Dieter noch in Wolgast in einen dort schon überfüllten Zug gebracht, in den wir durch ein Fenster einsteigen mußten, weil die Gänge völlig verstopft waren. Ich war inzwischen im 7. Monat schwanger, und da war es ein recht schwieriges Unternehmen. Die Fahrt nach Rostock war eine Qual, aber ich vergesse auch nie, wie hilfsbereit alle Menschen waren. In Koserow mußten wir alles, was wir nicht mit uns nehmen konnten, zurücklassen. Briefe und viele persönliche Dinge hat Dietersvater in einer kleinen Eichentruhe vergraben. Daher ist alles, was für unsere Nachkommen von Interesse wäre, verloren gegangen.

Körperlich ging es mir trotz allem einigermaßen, und wenn jemand meinte, mich bedauern zu müssen, daß ich gerade zu der Zeit ein Kind erwartete, so war ich doch froh, daß es so war. Ende April wurde Rostock zur Festung erklärt, und alle Mütter mit kleinen Kindern mußten die Stadt verlassen. Mehrere Schiffe brachten die Frauen und Kinder nach Dänemark. Da nun die Geburt meines Kindes unmittelbar bevorstand, bat ich so streng wurde damals alles reglementiert - um die Erlaubnis, nach Parchim fahren zu dürfen, weil dort ein Onkel von uns Arzt wäre, und ich Hilfe hätte. Zum Glück bekam ich die Erlaubnis und einen der wenigen noch fahrenden Züge nach Parchim. Später hörte ich, daß von den Schiffen mit Flüchtlingen ein oder zwei auf Minen gelaufen waren und untergegangen sind.

In Parchim kam Helga zu Onkel Otto und Tante Micken, während meine Schwiegermutter Dietersohn, Brigitte und mich

aufnahm. Als dann die Russen immer näher kamen, durfte ich wieder nicht in der Stadt bleiben, sondern mußte weiter nach Methin, wo in einem Schloß, das der Zigarettenfirma Neuerburg gehörte, ein Entbindungsheim eingerichtet worden war. Die Kinder blieben erst noch in Parchim. Ein Wehrmachtssfahrzeug brachte mich in das Schloß, und während der Fahrt wurden wir von Tieffliegern der Russen angegriffen. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, nur, daß es für mich quälend war, von den Kindern getrennt zu sein. Deshalb war ich dankbar, als man mir in dem Heim, das sehr einsam lag, anbot, meine Kinder auch dorthin zu holen. Parchim sollte verteidigt werden und wurde auch kurze Zeit beschossen. In der Nacht fuhr das selbe Wehrmachtssfahrzeug, das mich gebracht hatte, mit mir nach Parchim, um die Kinder zu holen.

In Methin, das mit einem großen Gut verbunden war, gab es noch reichhaltig zu essen. In Erinnerung ist mir noch ein großer Kübel mit Milch und Brote mit Schinken, so viel jeder wollte. Mit mir waren dort etwa 15 Frauen, die entweder schon entbunden hatten, oder kurz vor der Geburt standen. Ich war die Einzige, die größere Kinder bei sich hatte.

Inzwischen war bekannt geworden, daß nach Berlin am 2. Mai auch Ludwigslust, etwa 30 Kilometer von Parchim entfernt, kapituliert hatte. Von deutschen Soldaten war nichts mehr zu sehen. Alle versuchten, aus dem Gebiet, wo die Russen erwartet wurden, fortzukommen und in das, in das die Amerikaner vordrangen, zu gelangen. Mehrere Frauen vergruben Schmuck und Wertsachen im Park des Schlosses. Ich hatte meine Schmucksachen, die fast alle von meinen beiden Großmüttern stammten, in einer kleinen Ledertasche, hielt es aber für aussichtslos, sie retten zu wollen. Der erste Russe, der mir begegnete, nahm die ganze Tasche mit. Nur meinen Ehering hatte ich gut versteckt, und der ist mir auch geblieben. Darüber bin ich besonders froh, weil Dietersvater den von Erich trug und auch retten konnte. Wir Frauen hatten uns alle in einem Raum des Heimes zusam-

Anzeige

ELEFANTEN PRESS

VERLAG GMBH

Bitte fordern Sie kostenlos unseren ELEFANTEN EXPRESS mit ausführlichen Informationen über uns und das neueste Verlagsprogramm an!
Verlagsanschrift: Dresdener Straße 10, 1 Berlin (West) 36

Zwischen Krieg und Frieden



Gegenständliche und realistische Tendenzen in der Kunst nach 45

Frankfurt am Main
Hanser-Verlag

EP 48 DM 29,80
240 Seiten, über 250 Abbildungen, z.T. farbig, broschürter Großband, 21 x 30 cm

Hrsg. Kunstverein Frankfurt
Mit Beiträgen u.a. von:
H. Ahlheit, J. Beckelmann,
G. Bussmann, R. Diederich,
I. Fach, I. Fetscher, J. Held,
R. Hiepe, K.L. Hofmann, R. Rosinski, G. Schultheiß.

Widerstand statt Anpassung

Deutsche Kunst im Widerstand gegen den Faschismus 1933 bis 1945

EP 28 DM 29,80
280 Seiten, broschürter Großband 24,5 x 31 cm. Über 500 Abbildungen im Kunstdruck



Widerstand statt Anpassung

KÄTHE KOLLWITZ

DRUCKGRAPHIK -
PLAKATE -
ZEICHNUNGEN
Herausgegeben von Renate Hinz

DM 29,- Broschur
DM 39,- gebunden
154 Seiten, großformatiger Bildband, stabile engl. Broschur
24,5 x 31 cm, 150 Abbildungen im Kunstdruck, gute Ausstattung





Foto: Ullstein Bilderdienst

mengetan. Der Arzt, der zur Betreuung der Frauen angestellt worden war, war bald nach meiner Ankunft verschwunden. Männlicher Schutz hätte uns auch nichts genützt. Schlimmer war, daß die Leiterin des Heims – sie hieß Frau Lustig! – ihrem 2jährigen Sohn den Inhalt von mehreren Ampullen Morphium gegeben hatte und dann auch selbst eine große Menge davon einnahm. Das Kind starb bald, während die Mutter sich noch mehrere Stunden quälen mußte, bis sie tot war. Von den Frauen waren mehrere so verzweifelt, daß sie sich auch das Leben nehmen wollten, kamen aber zum Glück nicht an den Medikamentenschrank. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich keinen Augenblick an eine solche Lösung gedacht.

Gegen Abend des 3. Mai sah ich von einem Fenster aus den ersten Russen. Er war allein und wagte sich wohl noch nicht in das Haus. Dann kamen mehrere – wie ich später erfuhr – Polen, die als Zwangsarbeiter auf dem Gut hatten arbeiten müssen, zu dem auch eine Weinbrand-Brennerei gehörte, und die sie geplündert hatten. Sie waren betrunken und vergewaltigten mehrere Frauen, die schon entbunden hatten, und zwei junge Pflegerinnen, die bei uns geblieben waren. Mich bedrohte ein Pole mit einem offenen Schwert, das er irgendwo im Schloß gefunden hatte, und verlangte von mir den Schlüssel zu einem Trakt des Schlosses, der nicht zu dem Entbindungsheim ge-

hörte. Dort schien er noch Kostbarkeiten zu vermuten, die ihm vorenthalten wurden. Ich hatte keine Ahnung, wo der Schlüssel sein könnte und hatte große Angst, er würde mich umbringen. Ich erinnere mich, daß ich geweint habe, vielleicht hat ihn auch mein Zustand davon abgehalten, jedenfalls tat er mir nichts.

Während der Nacht kamen noch mehrere Russen und Polen und plünderten und machten sich über die Eßvorräte her. In der Halle schossen sie auf die Ahnenbilder und alte Erinnerungsstücke. Wir Frauen beschlossen, gleich bei Beginn des Tages das Schloß zu verlassen und zu versuchen, die nächsten Ortschaften zu erreichen. Eine Frau, die in der vorhergehenden Nacht entbunden hatte, ging mit uns. Bei einer anderen Frau setzten die Wehen unterwegs ein, und sie hätte ihr Kind im Chausseegraben bekommen, wenn es nicht noch gerade gelungen wäre, eine Hebamme und Hilfe aus einem nahegelegenen Dorf zu holen. Sie bekam ihr Kind dann in einer Schulklasse, die schnell dafür eingerichtet wurde. Ich ging, als sie untergebracht war, mit meinen Dreien weiter, traf sie später in Parchim wieder, wo sie mir erzählte, daß sie und das Kind alles gut überstanden hätten.

Wir wanderten den ganzen Tag weiter in Richtung Parchim. In dem Jahr war der Mai verhältnismäßig früh warm, so daß wir öfters ausruhen konnten. Zu essen bekamen wir auch gelegentlich etwas. In Mecklenburg gab es verschiedene Depots mit Lebensmitteln, die die Wehrmacht angelegt hatte und die nun geplündert wurden. In Erinnerung ist mir, daß wir mehrere Dosen Ösardinen geschenkt bekamen und wie gut uns die direkt aus der Dose schmeckten.

Im ganzen gingen wir 22 km, wie wir später feststellten. Etwa 6 km mußten wir zusätzlich gehen, weil wir, als wir schon dicht vor Parchim waren und in etwa 20-25 Minuten das Haus von Onkel Otto erreicht hätten, einen Umweg um ganz Parchim machen mußten. Die deutschen Soldaten hatten noch vor ihrem Abzug die Brücke über die Elbe gesprengt und damit den näheren Zugang zur Stadt unmöglich gemacht. Die Enttäuschung so dicht vor dem Ziel habe ich als das Schlimmste dieser Unternehmung in Erinnerung. Die kleine Brigitte hatte wundere Füße, und wir andere Drei waren auch sehr erschöpft. Wie sehr, mag die Tatsache erklären, daß wir unsere letzten Habseligkeiten, die wir noch bei uns hatten, im nächsten besten Schuppen versteckten und ganz ohne Gepäck weitergingen.

Die russische Kommandantur führte nach einigen Tagen eine gewisse Ordnung ein. Plünderungen und Vergewaltigungen wurden schwer bestraft. Auch in Parchim hatten sich viele Menschen das Leben genommen, als die Russen kamen. Durch die Propaganda des Nationalsozialismus war der Bevölkerung die Mentalität der Russen geradezu als bestialisch geschildert worden. Nach meinen Erfahrungen verhielten sich die Russen nicht anders als andere Menschen nach einem so langen Krieg. Später fand ich, daß viele Russen ausgesprochen gutmütig und kinderlieb waren.

Onkel Otto sorgte dafür, daß ich mein Kind im Parchimer Krankenhaus zur Welt bringen konnte. Der Chefarzt war zwar auch geflohen, dafür übernahm der Amtsarzt, Dr. Pfautsch, mit dessen Familie ich, seitdem ich in die Moltke-Apotheke gekommen war, befreundet war, die Leitung. Er wurde später nach einer Denunziation, er habe sich an jüdischem Eigentum bereichert, in Haft genommen und nach Rußland gebracht, wo er ums Leben gekommen ist. Es ist einer der besonders tragischen Fälle, denn Dr. Pfautsch hatte sich völlig selbstlos für hilfebedürftige Menschen eingesetzt und ihnen geholfen. Die Dinge, die er angeblich von Juden in seinem Haushalt haben sollte, z.B. einen Kühlschrank und Teppiche, besaß er gar nicht. Man hatte sich – die Denunzianten waren Deutsche! – nicht die Mühe gemacht, sich davon zu überzeugen, ob die Sachen in seinem Haushalt waren, sondern ihn gleich abgeführt. Wahrscheinlich war für ihn belastend, daß er als Amtsarzt Sterilisationen durchführen mußte.

Am 16. Mai wurde unsere Tochter Gisela geboren. Wieder war die Geburt leicht, und das Kind war gesund und wog 7 Pfund. Wie glücklich war ich, daß ich nun dieses langersehnte Kind hatte! Im Krankenhaus war ich gut aufgehoben, die Hebamme kannte ich aus meiner Apothekenzeit. Dr. Pfausch besuchte mich noch zweimal. Beim letzten Mal sagte er leise zu mir: „Es ist aus.“ Er hatte seine Schlüssel zu seinen Räumen im Krankenhaus abgeben müssen und wurde unmittelbar danach abgeführt.

Zwei Tage nach Giselas Geburt – den Namen hatten Dieters Vater und ich vor unserer Trennung festgelegt – kam Tante Mieken, die Frau von Onkel Otto, und erzählte mir, Dieters Vater, von dem ich seit unserer Trennung nichts mehr gehört hatte, sei bei dem Versuch, zu uns zu kommen, von den Russen aufgegriffen und abgeführt worden. Alles, was vorher gewesen war, hatte ich verhältnismäßig gut überstanden, aber bei dieser Nachricht verlor ich alle Fassung. Daß Dieter nun in die Hände der Russen gefallen war, schien mir das Schlimmste, was ihm passieren konnte.

Und dann kam am 5. Tag nach Giselas Geburt meine Schwiegermutter mit der unfaßbaren Nachricht, daß Dieter von den Russen freigelassen worden war und bei ihr in der Wohnung sei. Er könne aber nicht zu mir kommen, weil er erst die nötigen Papiere haben müßte, damit er nicht von neuem aufgegriffen würde.

Da Dieter vor seiner Ing.-Ausbildung in Parchim in einer Autoreparaturwerkstatt seine Lehre gemacht hatte, gelang es Onkel Otto, Dieter in einer anderen Kfz-Werkstatt als Geselle unterzubringen. Die Werkstatt arbeitete zur Zeit fast nur für die Russen, weil sie den Deutschen, sogar den Ärzten, alle Fahrzeuge weggenommen hatten. Am 22. Mai kam ich vom Krankenhaus in die Wohnung meiner Schwiegermutter. Den Augenblick zu beschreiben, als ich mit Gisela ins Wohnzimmer kam, und Dieter mit den drei Großen dort war, ist unmöglich. Nach all den Sorgen und der Ungewißheit in den letzten Tagen war es kaum faßbar, daß wir nun alle wieder zusammen waren.

Im Sommer 45 machte ein Gerücht in Parchim die Runde, das mich aus dem seelischen Gleichgewicht brachte. Mehrere Geschäftsleute und Bekannte sprachen davon, Erich wäre zurückgekommen. Obwohl ich sofort wußte, daß es nicht stimmen konnte, weil ich nach Erichs Tod seine Sachen, die er bei sich gehabt hatte, zurückbekommen hatte, träumte ich mehrmals vom Konflikt, in den ich gekommen wäre. Schließlich erfuhren wir, wie das Gerücht entstanden war: In einer Parchimer Familie mit Namen Niemann war tatsächlich der Mann, der als in Rußland gefallen gemel-

det war, und dessen Bruder die angebliche Witwe geheiratet hatte, zurückgekommen.

Onkel Otto und seine Frau richteten uns in dem Anbau ihres Hauses, in dem früher die Mutter von Tante Mieken bis zu ihrem Tod gewohnt hatte, eine Bleibe ein. Es war nicht viel Platz für uns sechs, aber wir waren sehr froh, daß wir alle zusammen sein konnten und gesund waren. Und vor allem: Der Krieg war zu Ende! Ganz besonders wohlthuend empfand ich, daß nun auch die Verdunkelung nicht mehr nötig war. Ich erinnere mich genau, wie gern ich immer wieder zum Fenster rausgesehen habe und die erleuchteten Straßen und Fenster der Wohnungen angesehen habe. Während des Krieges, als wegen der feindlichen Fliegerangriffe nicht der kleinste Lichtstrahl nach draußen dringen durfte, hatte ich mir oft vorgestellt, wie schön es wäre, ein hellerleuchtetes Fenster zu sehen.

Margarete Beckmann

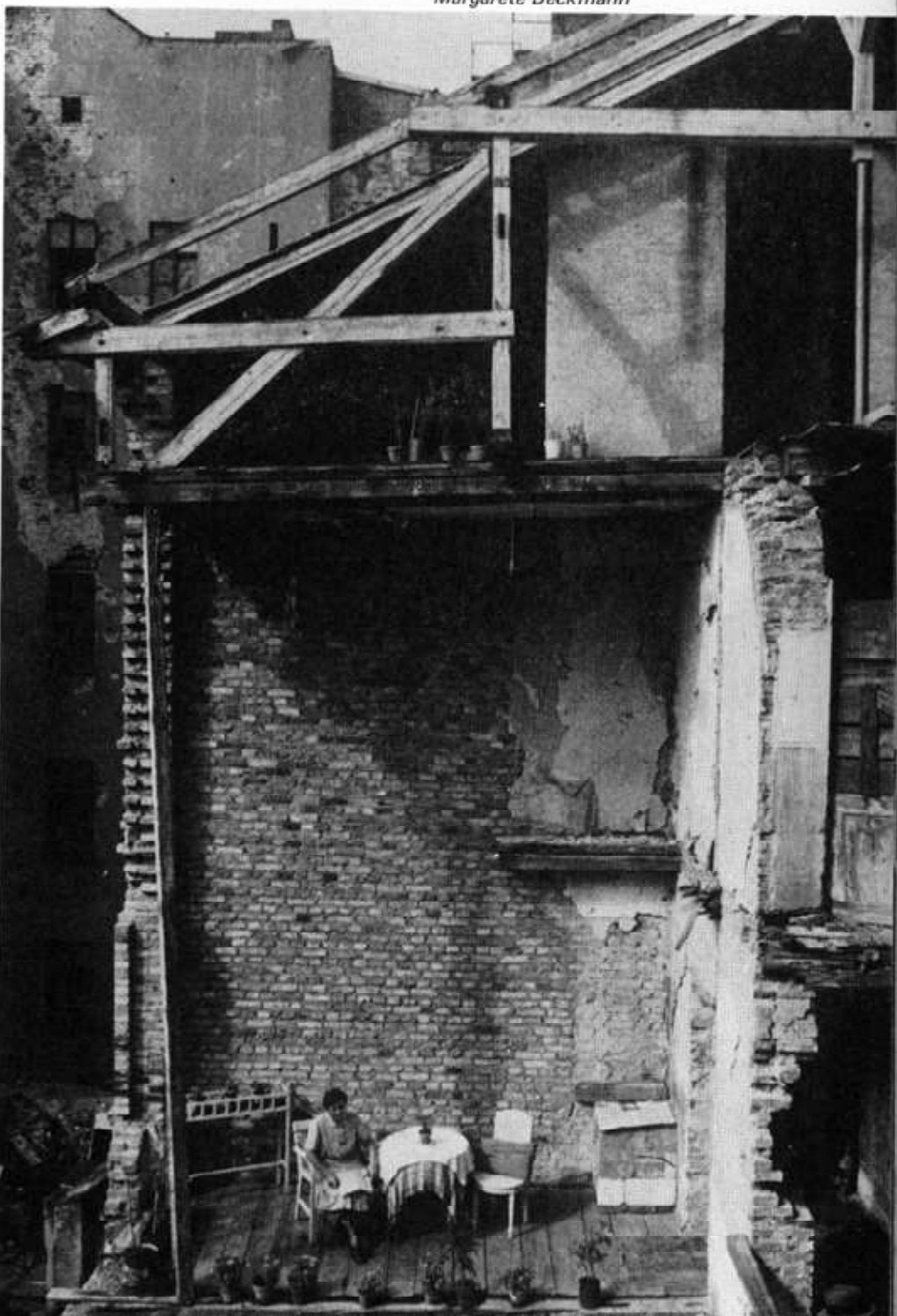


Foto: Landesbildstelle Berlin